

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

17.8.1919 (No. 33)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 33

Karlsruhe, Sonntag, 17. August

1919

Inhalt: Nächtl. Ruf. Von Hermine Stegler. — Frauen als Geschworene. Von Bruno Altmann. — Der Revolutionär des Weltverkehrs. (Zum 100. Todestage James Watts am 19. Aug.) Von Hermann vom Hütten. — Ein Bekenntnisbuch. Von Prof. August Marx. — Die gewichtigen Gründe. Ein Selbstbild von Arthur Jaer.

Nächtlicher Ruf.

Hol über Fährmann! und den Ruderschlag
nimm tief, daß lautlos uns're Barke gleite.
Ich komme aus des Tages wunderlichem Strelte
aus müden Sonnen und vergilbten Zweigen
und will an's Ufer alter Träume steigen.
Das liegt, wo einstens eine Sehnsucht lag,
Gewölk und Sterne geistern in der Flut.
So, zwischen zweien Himmeln laß uns spuren
dem Flötenklange nach, an ferne Weidesturen. —
Es weiß mein Herz sein Lied nicht mehr zu halten
und offenbarend muß es sich entfalten
dem Hirten, der all dort im Mondschein ruht.

Hermine Stegler.

Frauen als Geschworene.

Von Bruno Altmann.

Nach einem Beschluß des Verfassungsausschusses soll den Frauen die Berechtigung zuerkannt werden, als Geschworene zu fungieren. Der Beschluß hat Aussicht, gesetzliche Geltung zu erlangen. Die allgemeine Gleichberechtigungsforderung des modernen Geistes scheint das ausschlaggebende Argument für die Annahme des vorgeschlagenen Verfassungsartikels werden zu wollen. Nachdem das Wahlrecht und das Recht, ein Abgeordnetemandat zu versehen, den Frauen zuerkannt wurde, nachdem überhaupt das Prinzip des gleichen Rechtes für jeden vollbürtigen Staatsangehörigen zur obersten Maxime der Gesetzgebung erhoben wurde, erschien es den Befürwortern im Ausschuß der Nationalversammlung wahrscheinlich als inkonsequent, die Frauen von der Ausübung des Geschworenenamtes länger fernzuhalten.

Damit ist das ganze Problem unter einen falschen Einleitungswinkel geschoben und die programmatische Gleichberechtigungsforderung ihrem Sinne nach völlig durchbrochen. Denn diese verlangt doch nur die gesetzlich fixierte Möglichkeit, jederlei Amt und Berufsarbeit auf Grund bewiesener oder als bestehend angenommener Fähigkeiten bekleiden zu dürfen. Sie verlangt nicht die Ungereimtheit, die Frauen zu jederlei Amt und Berufsarbeit ohne weiteres für tauglich zu erklären und sie schon deshalb zuzulassen, weil die Männer „es ja auch dürfen“. Den Grundsatz der Gleichberechtigung in vollster Anspruchswelt genommen und befürwortet, aber aus ihm etwas herausdestillieren, was außerhalb seiner Begriffssphäre liegt, ist rabulistisch und demagogisch zugleich. Nach dem demokratischen Prinzip der Gleichberechtigung darf man beispielsweise verlangen, daß die Frauen zum Universitäts-Studium, zur Ausübung der Anwalts- und Arztpraxis, kurz zu allen sozialen Beschäftigungen zugelassen werden, deren Ausübung an eine beglaubigte Tauglichkeit geknüpft ist. Und man muß im Namen des modernen Geistes darauf dringen, daß ihnen die Möglichkeit zur Heranbildung für diese und alle erwerblichen Tauglichkeiten genau so wie dem genus masculinum geboten wird. Ganz anders aber steht es mit der Ueberantwortung von öffentlichen Funktionen ohne vorherigen Garantievorweis von Berufswissen und sachlicher Ausbildung. Die kann man nicht mir nichts, dir nichts den Frauen zuweisen, weil sie auch dem Mann bloß auf die Vermutung eines sogenannten „gesunden Menschenverstandes“ hin übertragen werden, und weil der sie auch nicht immer so versteht, wie es eigentlich sein

sollte. Das wäre einfach eine logische Ueberspannung des Gleichheitsprinzips. Die Einräumung des Geschworenenamtes an die Frau kann begründetermaßen erst dann geschehen, wenn eine kritische Untersuchung die Qualifikation der Durchschnittsfrau für diesen Posten als gleichwertig mit derjenigen des Mannes herausgestellt hat. Die Frau selbst kann den Anspruch auf Zulassung zur Schwurgerichtsjudikatur billigerweise nur dann erheben, wenn die hier geforderte Untersuchung zu ihren Gunsten entscheidet. Ein anderer Standpunkt hätte zur Voraussetzung die geradezu bahnbrechende Annahme, daß die Schwurgerichtsfälle für die Frauen und nicht die zu ihrer Erledigung geeigneten Personen für das Schwurgericht da seien. Und jene Erörterung bewegt sich nun völlig außerhalb des parteipolitischen Schemas. Ein Unfuss exquister Art, dazu eine Oberflächlichkeit, verbunden mit demagogischer Agitationstaktik ist es, die Entscheidung über dieses Problem unter die Kategorien des Reaktiven, Fortschrittlichen oder Revolutionären zu bringen. Auf psychologischem Gebiet mit Hilfe des historisch oder statistisch beglaubigten Tatsachenmaterials bewegt sich diese Untersuchung. Ihre Resultate haben mit Reaktion und dergleichen so wenig zu tun wie etwa die Lehre vom Kontrapunkt mit der sphärischen Trigonometrie.

Der Zweifel an der intellektuellen Gleichwertigkeit der Frau mit dem Manne und an ihrer Fähigkeit, in gleichem Maße wie er Träger des gesamten Kultur- und Zivilisationsprozesses zu sein, wird von den Anwälten der Frauenbewegung mit dem Hinweis auf den Bereich verantwortungsvoller Berufe, die sie längere Zeit schon ausüben, zu entkräften versucht. Die Frauen, heißt's, sind Ärzte, sind in anderen Ländern Anwälte, Richter und in einigen Staaten Amerikas sind sie sogar Pfarrer, und als all das haben sie sich ja ganz schön bewährt. Damit soll die Schlusswendung nahegelegt werden: also werden sie wohl auch für alle ihnen noch verschlossenen Berufe und Ehrenämter tauglich sein. In diesen Angaben stecken bereits Erschleichungen und Fehlschlüsse. Erstens sind nicht die Frauen Ärzte, Theologen, Volkswirtschaftler, Anwälte usw., sondern überall ist das nur eine allerdings im schnellen Anwachsen begriffene Minderheit. Die Gleichwertigkeit mit dem Niveau des Mannes ist damit auch innerhalb der von den Frauen ergriffenen Berufe nicht bewiesen. Bewiesen ist nur, daß eine Selektion von ihnen für das Alltagspensum der gewöhnlichen Berufsarbeit das nötige Zeug hat. Der Schluß auf die Gleichwertigkeit in der Weise, daß die über das Durchschnittsmaß hinausragende weibliche Leistung dem Höhenmaß der männlichen Leistung entspricht, daß weiter die Mittelmaßigkeit weiblicher- und männlicherseits gleichgradig verläuft, und was darunter liegt, ebenso, dieser Schluß ist reine Gedankenlosigkeit oder tendenziöse Voreiligkeit. Eine Parallelschlagung bei Mann und Weib liegt in den Wissenschaften selbst innerhalb der erlernbaren Zone nicht vor. Von wissenschaftlichen Eroberungen durch individuelles Hinzuschaffen schweigen wir in diesem Zusammenhange lieber ganz. Jedenfalls verbietet sich die Folgerung der Frauenbewegungsleiter: sie haben sich als Ärzte, als Advokaten usw. bewährt, also werden sie auch fähig sein, so gut wie Anton und Paul über Schwurgerichtsfälle zu urteilen. Die Ärztinnen, die Volkswirtschaftlerinnen, überhaupt die Frauen, welche durch die Schule strengen Denkwanges und beruflicher Arbeit von weitausgreifenden Lebenszusammenhängen gegangen sind, ja! Denen darf man Vertrauen schenken, daß sie ihre Sache auch als Geschworene machen werden. Vermutlich besser als ein beliebiger Anton und Paul. Aber daß eine ebenso beliebige Antonie und Pauline auch nur mit ihrem männlichen Namensvetter Schritt halten kann, das ist mit dem landläufigen Argument der Frauenrechtlerinnen noch gar nicht bewiesen.

Viel weiter, direkt bis zur Entscheidungsreihe des Problems, führt die Untersuchung, aus welchen Qualitäten die Eignung der Frauen für gewisse Berufe entspringt. Warum haben sich Frauen so vielfach als tüchtige Ärzte bewährt? Die amerikanische Theologin soll durchschneidend erhebliche Erbauungswirkungen erzielen. Woburch gelingt ihr das?

Ueber die erste Frage sind alle Sachverständigen einig. Die manuelle Geschicklichkeit machte die Mitarbeit der Ärztin geradezu zur sozialen Notwendigkeit. Das ist ohne weiteres verständlich. Die Hand, welche in den Kinderjahren mit dem Spielzeug, später mit häuslichen Arbeitsverrichtungen ausgebildet wurde, taugt für operative Eingriffe besser als die Hand des Mannes ohne diese Schulung. Der Vorteil hierin wird natürlich

größer gegenüber männlichen Medizinern, die durch alkoholische Exzesse und sonstige Lebemannsstrapazen während der Studienzzeit gesündigt haben. Auch die Sicherheit und Sehkraft des Auges ist bei weiblichen Ärzten durchschnittlich größer als bei ihren Kollegen masculini generis. Der Vorsprung in diesen Dingen wird nun aber mehr als ausgeglichen durch die durchschnittlich erheblich geringere Fähigkeit der Medizinerin zur Diagnose. Manuelle Ueberlegenheit und geringere Begabung für die Diagnose, so lautete das übereinstimmende Gutachten der schweizerischen und österreichischen Fakultäten auf eine Anfrage des preussischen Kultusministeriums vor der Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin. Es gibt im Zusammenhang mit unserem Problem zu denken, daß gerade die Diagnose die schwache Seite der weiblichen Medizinerin ist. Durch die Diagnose, wenigstens durch die richtige, werden zwei Erkenntnisakte geleistet. Es wird eine Reihe von körperlichen Erscheinungen oder auch nur eine als Abweichung vom körperlichen Normaltyp, als pathologisch, festgestellt. Das ist Beobachtungssache, und das können Männer und Frauen von der Medizin bei genügenden anatomischen Kenntnissen gleich gut. Die zweite Aufgabe der Diagnose besteht in der zusammenfassenden Unterordnung der pathologischen Aeußerungen unter eine Gesamterscheinung. Das ist sozusagen der logische Urteilsakt, die Definition des Mediziners. Liegt der Fall eindeutig klar, dann haben es natürlich alle entsprechend Vorgebildeten ebenfalls gleich gut weg. Aber wo die Sache schwankend, die medizinische Ausdeutung komplizierter wird, wo nur eine scharfe Beurteilung die richtige Definition treffen kann, da kommen laut Fakultätsgutachten der schweizerischen und österreichischen Hochschulen die Damen von der Medizin in Nachteil. Hier liegt nun eine mögliche Grundlage für einen generalisierenden Schluß: Die Begabung für den logischen Urteilsakt der Subjunktion ist bei dem genus femininum weniger entwickelt als beim Mann. Natürlich nicht so, daß die geistig hochstehende Frau in dieser Beziehung hinter Paul und Anton zurücksteht, sondern so, daß männliche Hoch-, Mittel- und Untermittelschicht die entsprechende Rangordnung weiblicherseits um Beträchtliches überragt.

Ueber das Subjunktionsvermögen der Frau haben wir in Karlsruhe während der Kriegszeit belehrenden Anschauungsunterricht auf der Postprüfungsstelle erhalten. An 150 bis 200 Damen waren hier tätig; zur speziellen Briefzensur wurden nur Absolventinnen der „höheren Töchterschule“ zugelassen. Ganz streng ist freilich die Bestimmung kaum durchgeführt worden. — In Parenthese darf man zunächst noch nachträglich fragen: was wurde oder wird eigentlich während der langen Ausbildungszeit an so einer höheren Töchterschule gelernt? Der Bildungsmangel der Damen war, wenn Leben und Berufsarbeit sie nicht in eine gründlichere Schule genommen hatten, geradezu skandalös. Das alte System muß die „höheren Töchter“ direkt auf den Badisch-gretchenotyp erzogen haben. „Was so ein Mann nicht alles denken kann. — Beschämt nur seh ich da.“ Immerhin guter intellektueller Durchschnitt weiblicherseits war hier vertreten. Eine Geschworenenbank mit weiblicher Durchschnittsintelligenz wird nicht besser aussehen. — Näher bezeichnet, bestand nun die Aufgabe der Briefzensoren in der Beanstandung von Mitteilungen und Aufsätzen, die über unsere Wirtschaft, unsere Armee, unsere Durchhaltungskraft nachteilig sein oder wirken konnten. Viele Fälle lagen haarscharf an der Grenze zwischen Verbotenem und Erlaubtem. Aber im großen und ganzen war es kein Kunststück, herauszufinden, ob der briefliche Inhalt ganz oder teilweise in eine der aufgestellten Verbotskrubriken fiel. Wie unsicher und wie mangelhaft diese Subjunktionsaufgabe indessen von dem Gros der amtierenden Damen geleistet wurde, obgleich der gute Wille zur soliden Pensumbewältigung meistens durchaus vorhanden war, dafür können Urteilsberechtigte genug als Zeugen aufreten.

Die Fähigkeit der Subjunktion, die bei der Briefzensur verlangt wurde, ist prinzipiell dieselbe, welche die Urteilschöpfung über Schuldig oder Unschuldig in einem Kriminalfall zu leisten hat. Vom Geschworenen ist freilich noch eine weitere Fähigkeit zu verlangen. Er muß zunächst einen Tatsachenkomplex dahin deuten können, ob überhaupt eine von der Anklage behauptete Schuld bei dem Angeklagten vorliegt. Oft genug ist das allerdings kinderleicht. Wenn der Beschuldigte unter glaubhaften Angaben ein Geständnis ablegt, wenn ein Duzend Personen von ehrenhaftem Namen die der Anklage zugrunde liegenden Tatbestände bezeugen und kein Gegenzeuge widerspricht, dann ist der Urteilsakt jedermanns Sache. Es steht nicht immer so. Es handelt sich in vielen Fällen darum, das Gewicht von Aussagen und Gegenansagen und die Glaubwürdigkeit der einen und anderen Gruppe zu prüfen. Viel tut dabei der Instinkt. Soweit der entscheiden kann, sind die Frauen durchaus in ihrem Element. Viel hat aber auch das Urteilsvermögen dabei zu leisten. Abgesehen davon, daß das nicht die starke Seite der Frau ist, kommt noch die wichtige Beeinträchtigung durch die affektiven Momente hinzu. Wahrscheinlich entstammt überhaupt die mindere Urteilsbegabung der Frau aus ihrer Neigung, affektive Momente in die intellektuelle Sphäre einfließen zu lassen. Bei einem Schwurgerichtsfall wäre diese Anlage besonders gefährlich. Sie käme dem Angeklagten durchaus nicht immer zu gute. Einerseits könnte sie sich freilich von dessen Schicksal und Unglück sentimentaltisch demachen beeinflussen lassen, daß sie über seine Schuld hinwegsieht, andererseits könnte sie ihr Urteil aber auch im Affekt maßloser Empörung fällen und alle Begünstigungsmomente bei der

Abwägung der Schuldfrage und der Frage des mildernden Umstandes zu gering oder gar nicht veranschlagen. Der affektiven Momente gäbe es noch viele und zwar alles solche, die völlig jenseits bewußter Grobheit und bewußten Sexualverlangens liegen. Dabei käme in jedem Falle die nüchterne Rechtsbewägung zu kurz.

Was die zweite Fähigkeit des Geschworenen anbetrifft, die Subjunktionsfähigkeit, so tritt sie praktisch darin zu tage, daß eine erwiesene Schuld unter eine juristische Strafbestimmungskategorie, unter eine besonders fixierte Kennzeichnung der Tatbestände des Verbrechens rubriziert wird. Mitunter eine nahezu selbstverständliche, mitunter eine problematische Sache. Ob es sich im einen Fall um Mord oder Totschlag, im anderen um fahrlässigen oder wissentlichen Meineid usw. handelt, ist zu entscheiden nicht die leichte Sache, daß man eine beliebige Paula oder Antonie auf die Geschworenenbank setzen kann. Auch hierbei wird die schon vorhandene Intellektunterlegenheit der Frau durch das Hinzutreten affektiver Ursachen noch weiter herabgedrückt. Urteilsbefähigung! Es sollte doch die Anwälte der Frauenbewegung kritisch stimmen, daß die vielen Frauenlobs — sie kommen nicht nur in der Lyrik, im Roman, in der schöngeistigen Literatur vor, sondern auch in der Philosophie: John Stuart Mill, Theobald Ziegler, Karl Joel — es sollte sie doch nachdenklich stimmen, daß niemand von ihnen die volle Schärfe des Verstandes und die nüchterne Urteilshaltung der Frau gepriesen hat. Im Gegenteil, dieser geistige Typ ist ihnen bezeichnenderweise immer als der „unfrauenmäßige“ vorgekommen.

Die allerfaulste Ausflucht für die gesetzgebenden Instanzen, welche jetzt über die Frage Zulassung der Frau zum Geschworenenamt entscheiden, wäre diese: geben wir es ihr nur ruhig, in der Praxis wird es ja doch nicht so schlimm. Da wird ja doch die Mehrzahl aus Männern bestehen, da hat ja der Staatsanwalt wie der Verteidiger ein weitgehendes Ablehnungsrecht und dergleichen. Danach hat der Gesetzgeber gar nicht zu fragen. Er hat zu erwägen, ob die Zulassung der Frauen ein Gewinn für die Rechtspflege ist und danach seine Entscheidung zu treffen.

Der Revolutionär des Weltverkehrs.

(Zum 100. Todestage James Watts am 19. August.)

Von Hermann vom Rhein.

Das Lied Schillers „Der Taucher“ gibt uns in den Strophen

„es waltet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt“

ein anschauliches Bild von dem Kampf der beiden Elemente, der von Urzeiten her das Interesse der Menschheit erweckt hat. Nutzen von diesem Kampf hatten die Menschen erst, als es ihnen gelang, beide Elemente planmäßig auf einander wirken zu lassen und das Ergebnis, den Dampf, in ihre Dienste zu zwingen. Die hierzu nötige Maschine, wenigstens in ihrer ersten brauchbaren Form, hat vor 150 Jahren (1769) der am 19. August 1819 verstorbene James Watt konstruiert. Die Ueberlieferung erzählt, daß der Gedanke für seine Erfindung Watt gekommen sei, als er sah, wie der Deckel eines Teekessels durch den austretenden Dampf gehoben und gesenkt wurde. Doch ist diese Erzählung in das Reich der Fabel zu verweisen, da es, wie erwähnt, einfachere Lokomotiven schon vor Watt gab. Eine poetische Schilderung, wie das Produkt von Feuer und Wasser, der Dampf, vom Menschen gebändig wird, verdanken wir Geibel. Er singt in seinem Mythos vom Dampf:

„Es ruht auf klarem Perlethron
Die Meersee im Kristallpalast.
Der Feuergeist mit güld'ner Krone
Durchschneidet die Lüfte sonder Raß;
Sie meiden sich mit finsternem Grollen,
Sie stören, was des andern ist,
So lang des Erdballs Achsen rollen
Währet unverjöhnt ihr grimmer Zwist.
Da fängt in erzgetrieb'nen Schranken
Der Mensch, der Schöpfung Herr, die zwei,
Daß dienstbar seines Haupt's Gedanken
Ihr ungestümes Walten sei.
Und sieh', aus ihrem dunkeln Bunde,
Aus Lieb' und Abscheu, Brunst und Kampf,
Erwächst in mitternächt'ger Stunde,
Das starke Riesenkind, der Dampf!“

Dieses Riesenkind, den Dampf, hat zuerst Thomas Savery 1698 verwendet, um Arbeiten verrichten zu lassen, die bis dahin von Männerkräften ausgeführt werden mußten. Seine Maschine besaß als wesentlichen Teil einen Zylinder mit beweglichem Kolben, auf den der Dampf einwirkte. Etwas mehr leistete schon eine sog. atmosphärische Dampfmaschine von Newcomen und Cowley aus dem Jahre 1705. Aber erst vom Jahre 1769 datieren Watts Konstruktionen und Verbesserungen, welche auf dem Gebiete der Industrie und des Verkehrs eine förmliche Revolution einleiteten.

Diese Konstruktionen und Verbesserungen im einzelnen aufzuzählen und zu beschreiben ist hier nicht am Platze. Es möge genügen, auf die Erfolge Watts in großen Zügen hinzuweisen. Diese wurden schon von seiner Mitwelt vorausgesehen, worüber

die Deutsche Luftfahrzeitung kürzlich eine hochinteressante Mitteilung brachte. Danach findet sich bei Charles Darwin, dem Vater, folgende Stelle:

„Bald wird des Dampfes Kraft den flücht'gen Wagen
Die Straß' entlang,
Die Barke durch die Wellen tragen
In sicherem Gang.
Ja, wie des Windes leicht bewegte Schwingen
Durchs' luft'ge Reich
Ein neu Gefährt zum Ziele bringen
Dem Adler gleich!“

Als Anmerkung fügt Darwin, der hier also auch schon das Flugzeug voraussieht, hinzu: „Vor einigen Jahren verbesserte Herr Watt die Dampfmaschine und wandte sie dann in Gemeinschaft mit Herrn Boulton zu sehr verschiedenen Zwecken an: zum Treiben der Blasebälge beim Ausschmelzen von Erzen, zur Versorgung der Städte mit Wasser, zum Mahlen von Getreide und vielen anderen Arbeiten. Ja, man hat Grund anzunehmen, daß sie in kurzer Zeit angewendet wird, Schiffe zu treiben und Wagen zu bewegen; auch erscheint eine zum Fliegen einzig brauchbare Methode, die mit Hilfe des Dampfes oder eines ähnlich expansiven Stoffes, den ein weiteres halbes Jahrhundert wahrscheinlich entdecken wird.“

Die Bestellung einer Dampfmaschine für Wasserversorgung führte zur Festsetzung des einheitlichen Kraftmaßes durch Watt, das wir als „Pferdestärke“ kennen. Der Auftrag für Watt lautete nämlich, daß die zu liefernde Maschine mindestens dasselbe Quantum Wasser pumpen müsse, wie bisher ein Pferd! Um eine möglichst leistungsfähige Maschine zu erhalten, ließ der Besteller sein bestes Pferd Probe pumpen, mit dem Ergebnis, daß es pro Sekunde 70 kg Wasser einen Meter hoch hob. Watts Maschine leistete aber sogar 75 Meterkilogramm in der Sekunde. Diese letztere Leistung hat man dann in England allgemein als Einheitsmaß angenommen, und sie ist als horse-power, abgekürzt HP, noch heute in Gebrauch. Wir Deutschen bezeichnen sie als „Pferdestärke“, abgekürzt PS. Solcher Pferdestärken hatten der erste Flusdampfer in Amerika, Clermont, gebaut im Jahre 1807, achtzehn, die erste Dampfregatte, Fulton, gebaut 1815, einhundertzwanzig, und der erste Ozeandampfer, Savannah, gebaut 1819, bereits vierhundertfünfzig.

Das Treiben von Schiffen mit Dampf ist bekanntlich schon vor Watt mehrfach versucht worden. Wir erinnern an Papin, der bereits 1707 mit einem Raddampfer die Weser abwärts fuhr, um mit seiner Erfindung nach England zu gelangen, wo er sie besser zu verwerten hoffte. Sein Dampfer wurde von den Weserschliftern, die für ihren Broterwerb fürchteten, zerstört. Die Versuche anderer Erfinder in England, Frankreich, Amerika blieben ohne dauernden Erfolg, bis es eben Watt gelang, die Dampfmaschine zu einer wirklich gleichmäßig arbeitenden Betriebsmaschine auszubilden. Genau hundert Jahre nach Papin, 1807, vollendete dann Fulton den oben erwähnten, mit einer solchen Maschine ausgerüsteten Dampfer Clermont, der die 120 Seemeilen betragende Strecke von Newyork bis Albany den Hudson aufwärts in 32 Stunden zurücklegte. Seitdem besteht die erste regelmäßige Flusdampfschiffahrt. Von der weiteren Revolutionierung des Weltverkehrs infolge der Wattschen Erfindung sei erwähnt, daß der erste von einer Dampflokomotive getriebene Personenzug 1825 in England verkehrte und das erste Dampfschiff, die bereits erwähnte „Savannah“, gerade im Todesjahre Watts, 1819, den atlantischen Ozean überquerte. Zwei Jahre vorher hatte Watt als einundachtzigjähriger Greis noch den Triumph erlebt, auf einem Dampfschiff, der „Caledonia“, den Kanal zu überqueren und den Rhein hinauf bis Coblenz zu fahren. Bis Ebn war der erste Dampfer im Jahre 1816 vorgeedrungen; der erste Personenzug verkehrte in Deutschland — von Nürnberg nach Fürth — im Jahre 1835. Der oben erwähnte erste Personenzug 1825 in England machte nur 10 Kilometer in der Stunde, und die „Savannah“ brauchte zur Ueberfahrt nach England 26 Tage! wobei sie zum Teil noch Segel gesetzt hatte. Wenn wir die Entwicklung nur dieser beiden Betätigungen des Dampfes bis zum heutigen Tage überschauen, können die Manen Watts bei der Welt eigentlich nicht hoch genug in Ehren stehen.

Da ist es denn wunderbarlich genug festzustellen, daß die Erinnerung an diesen großen Erfinder von der Wissenschaft nur auf einem Gebiete festgehalten wird, mit dem Watt selbst sich gar nicht beschäftigt hat; es ist nämlich die Einheit der elektrischen Leistung, nach ihm als „Watt“ benannt. Größere Leistungen berechnet man nach 1000 Watt (= das Kilowatt). Ein solches Kilowatt ist gleich 1 : 36 der oben erwähnten, von Watt festgelegten Einheit „Pferdestärke“; eine „Pferdestärke“ demnach = 736 „Watt“. Ein Versuch in wissenschaftlichen Kreisen, auch die Einheit der mechanischen Leistung mit dem Namen Watts in Verbindung zu bringen, ist leider gescheitert. — Verbraucher von elektrischem Strom führen den Ausdruck „Kilowattstunde“ wohl häufig im Munde, ohne aber dabei in den meisten Fällen dieses Erfinders selbst zu gedenken. England ehrte seinen großen Sohn durch Aufstellung seiner Statue in der Westminster Abtey. Weitere Denkmale Watts finden sich in seiner Geburtsstadt Greenock, in Glasgow und in Birmingham.

Ein Bekenntnisbuch.

Von Prof. August Meier.

War manchem Leser und Verehrer des Gottfried Keller'schen „Sinngedichts“ ist gewiß jene Stelle in Erinnerung geblieben, wo dieser mit der Liebe des Kenners und Genießers eine kleine Sonderbühnerei der Heldin geschildert hat, bestehend aus lauter Selbstbiographien oder auch Briefsammlungen, von den Erinnerungen des heiligen Augustinus an bis herab zu Rousseau und Goethe. Diese eigenartige Reihe von „Lebensmeistern und Leidenskünstlern“ könnte jetzt um ein jüngst erschienenenes Buch*) bereichert werden, von dem auch an dieser Stelle zu berichten wohl lohnt. Ein deutscher Philosoph der Gegenwart, August Meier, erzählt uns hier in schlichtester Weise die Geschichte seiner inneren Entwicklung. Das haben schon viele getan; das Eigenartige liegt hier darin, daß wir es ursprünglich gar nicht mit einem Buche zu tun haben; in Briefen, deren größter Teil schon vor Jahren geschrieben wurde und die von Haus aus keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt waren, gibt der Verfasser einer Freundin Auskunft über den Gang seiner religiösen und philosophischen Entwicklung. Alle Hochachtung übrigens vor der Dame, an die solche Briefe gerichtet werden konnten! Denn hier spricht ein Mensch mit unbeflegtem Wahrheitsdrang, aber auch in wachsendem Maße ein philosophischer Fachmann, der sich in unablässiger, schwerer Gedankenarbeit mit den religiösen und philosophischen Strömungen seiner Zeit auseinandersetzt, um so seine eigene, sichere und abgeklärte Stellung, wir dürfen ruhig sagen, seinen Seelenfrieden zu erkämpfen. Wer sensationelle Selbstentfaltungen erwartet, möge das Buch ungelesen lassen; wer aber selbst schon in solchen Kämpfen, die keinem Menschen der Gegenwart, vor allem keinem religiös gerichteten, erspart bleiben, gerungen hat und gewillt ist, die nicht leichte Denkarbeit, die Meier sich selbst zumute, nachzuschaffen, der greife zu dieser Reihe von Selbstbekenntnissen, deren typischer und persönlicher Gehalt gleichmäßig feststeht.

Typisch ist es gewiß, wie diese tief religiöse Persönlichkeit, im gläubigen Katholizismus aufgewachsen, das Erhebende und Beglückende des positiven Glaubens, aber auch nicht minder das Beglückende und Qualende des von der Kirche genährten Sündenbewußtseins, später dann die Not des Zweifels und die Qual des Wahrheitsstrebens in härtester Weise durchlebt. Gerade diese Briefe, die vom religiösen Leben des Knaben und Jünglings erzählen, fesseln durch ihre schlichte, sachliche Innerlichkeit ganz besonders. Wenn uns nun weiter lediglich vorgeführt würde, wie sich der junge Mann nach und nach von der beglückenden Gebundenheit seines Jugendglaubens löst, um schließlich beim Standpunkt etwa eines naturalistischen Monismus zu landen, so hätten wir nur ein für viele Menschen der Gegenwart gültiges Entwicklungsbild vor uns; das Eigenartige unserer Bekenntnisse läge dann neben der ungeheuren Ernsthaftigkeit des Ringens lediglich darin, daß Meier im Grunde eine durch und durch positive und überaus gerechte Persönlichkeit ist: rückwärtend erkennt er jeweils den wirklichen Wert der Stufen, die hinter ihm liegen, unparteiisch an und sucht sich immer klar zu werden, was er jeder von ihnen verdankt.

Aber wenn der alte Satz, daß jeder die Philosophie hat, die seinen Wesen entspricht, recht hat, so kann eine so innerlich gerichtete Persönlichkeit wie der Verfasser nicht auf die Dauer sich bei diesem naturalistischen Monismus beruhigen. Nietzsche wird auch ihm, wie seiner ganzen Generation, der große Anreger; das Problem der Werte tritt in den Mittelpunkt seines Denkens, und diesem gegenüber verlagert jene Richtung. Je mehr er so über den bis jetzt erreichten Standpunkt wieder hinauswächst, um so mehr tritt das Typische und Allgemeingültige zurück, und das Persönliche dieser Entwicklung bleibt die Hauptsache und der Hauptindruck. Gleich geblieben ist aber durch dies ganze Denkerleben die Ehrfurcht vor den großen sittlichen und geistigen Mächten und die Kraft des Wahrheitsstrebens. Sie zwingt den Mann, sich einerseits mit Kant, andererseits mit den modernen Denkrichtungen auseinander zu setzen. Aus dieser Auseinandersetzung erwächst ihm schließlich in der Erkenntnistheorie ein fest gegründeter Standpunkt, ein von Kant wesentlich abweichender kritischer Realismus, in seiner Lebensanschauung dagegen ein philosophisch begründeter ethischer Idealismus, und beiden ist er bis heute treu geblieben. Unerachroden spricht er es jetzt aus, daß ihm dieser sittliche Idealismus an sich begründet und begründbar erscheint auch ohne den Glauben an einen Gott. Trotzdem aber steht er der Religion selbst keineswegs negativ gegenüber, nur ist sie ihm jetzt kein Besitz mehr, sondern eine Aufgabe, die gelöst werden muß; freilich verschweigt er nicht, wie sehr die gegenwärtig im Katholizismus herrschende Richtung ihm die Zugehörigkeit zu seiner alten Gemeinschaft unmöglich macht.

Diese letzten Briefe sind 12 Jahre später geschrieben als die ersten: ein Gottsucher ist der Verfasser auch in dieser Zeit geblieben, freilich einer, der, auf der Höhe philosophischer Erkenntnis stehend, sich klar geworden ist über das Recht und die Grenzen des Wissens und Glaubens und nunmehr selbst sich eine Weltanschauung erarbeitet hat, die jeder der beiden Mächte ihr Recht läßt und keine vergewaltigt.

*) Glauben und Wissen. Die Geschichte einer inneren Entwicklung von August Meier. München. Verlag von Ernst Reinhardt.

Man hat nicht mit Unrecht der Unversitätsphilosophie unserer Zeit vorgeworfen, daß sie den nach Wahrheit Hungernden Steine statt Brot gebe, daß ihre Vertreter ihren Hörern mehr nur ein Wissen über die Lehren der großen Denker als ihre Wertung und eigenes Bekenntnis des Lehrers geben. Hier dagegen liegt ein wirkliches Bekenntnisbuch vor, und zwar eines, das allen denen geistiges Brot geben kann, die, um zur inneren Klarheit zu kommen, auch ernste Gedankenarbeit nicht scheuen. — Aber auch ein weiterer Gedanke mag anlässlich eines solchen Buches nicht zurückgehalten werden: diese ganze Entwicklung innerlichster Art hat sich im letzten Menschenalter abgepielt in der Zeit unseres ungeheuren äußeren Aufstiegs bis zum Weltkrieg, einer Zeit wachsenden Reichtums und Machtstrebens, die anscheinend ganz im Materiellen aufging. Von alledem ist dieses Leben offensichtlich ganz unberührt geblieben: allein die alten Mächte und Kräfte des deutschen Idealismus waren in dieser Seele wirksam inmitten einer so ganz anders gerichteten Umwelt. Und Messer war gewiß nicht der einzige, der sich diesen Mächten mit ganzem Ernste hingab; sie sind, als Unterströmung vielleicht, immer unter uns lebendig gewesen. Jetzt aber, nach dem furchterlichen äußeren und inneren Zusammenbruch, werden sie allein uns helfen können. Darum jedem Dank, der uns mit solchem Ernst wieder auf sie hinführt wie Messer!

Die gewichtigen Gründe.

Ein Zeitbild von Artur Jger.

Es ist beschlossene Sache: Wir gehen aufs Land. Mit Frau und Kind und Regel und Sack und Pack. Mit allen Mobilien. Die Immobilien müßte ich ja hier lassen, aber ich habe keine. Die will ich mir erst erwerben. Die Sehnsucht nach der Scholle ist in uns erwacht. In mir, meiner Frau und meinen Kindern. Sogar meine Schwiegermutter will mit.

Warum wir gerade jetzt aufs Land gehen wollen? Welche müßige Frage. Eher wäre es berechtigt, zu fragen, warum sind wir nicht schon längst aufs Land gegangen? Was hat uns an das Großstadtflaster eigentlich so lange gefesselt? Die zwanzig Gramm Butter und die dreißig Gramm Margarine? Der Happen Rindfleisch und die Schnittbrot? Müßte erst die Preisverdoppelung von Gas- und „elektrischer“ Rechnung, Verkehrslebens, Stadtbahneinstellung, Streckenfeuchte und Tanzwut kommen, um uns zu veranlassen, unser Bündel zu schnüren?

Ja, diese Frage lege ich mir selber in schlaflosen Nächten vor, in denen ich die Tage zähle, die ich noch hier zubringen muß. Wie hätte man in all den Jahren seinen Kohl anbauen, seine Schoten ziehen und seine Hühner mästen können. Ohne Polonaise, ohne Schleißhandel und Bucherpreise. Und kann man sich Tinte, Feder und Papier nicht auch auf dem flachen Lande halten? Kann man nicht seinen Geist dort draußen ganz anders verinnerlichen, als in der nervenzerrüttenden Großstadt?

Zuerst versteht sich die Verwandtschaft und Bekanntheit unserer Pläne gegenüber skeptisch. Sie lächelten so eigen, wenn wir im Uberschwang uns Zukunftsbilder malten. Sie wollten an unsere Landflucht nicht glauben.

„Na, heute und morgen werdet ihr noch nicht aus Berlin raus“, meinte meine Tante Marie, und mein Freund Franz hielt die ganze Sache für einen Witz.

„Du und Landmensch“, meinte er ironisch, „wo du dein Leben lang Pflastertreter gewesen bist. Du denkst wohl, in Groß-Bummsdorf oder wie das Kaff gerade heißt, wo du dein Rittergut etablieren willst, gibts auch Kabarett und Tanztees, Sinfonie-Konzerte und Kulturtheater?“

Nicht alle brachten das so heraus, wie Franz, der Gemütsathlet. Aber dem Sinne nach war es überall dasselbe. Darum die große Ueberraschung bei eng- und weitläufiger Verwandtschaft, bei Freundschaft und Bekanntheit, als es ruchbar wurde, daß wir ernst machten.

Eines Tages setzte sich kurzerhand meine Frau auf die Bahn, fuhr ins Badische und mietete im lieblichen Albtal ein Villenhäuschen. Ein Einfamilienheim, wie ich es mir immer mal gewünscht hatte. Vier Zimmer, Loggia, Küche und Keller. Und ein Garten. Nicht ein „Gärtchen“, sondern ein richtiger großer Nutzgarten. Zum Frühjahr soll die Aussaat beginnen. Ein halber Morgen ist der Knollenfrucht vorbehalten. Wir wollen mal wieder soviel Kartoffeln essen, wie es uns, nicht wie es der behördlichen Versorgungsstelle beliebt.

Im übrigen soll in unserem zukünftigen Nutzgarten Arbeitsteilung herrschen. Jeder bekommt sein „Revier“. Meine Frau hat es auf die Erdbeeren abgesehen, ich selber werde mich auf die Tomaten. Erna verwaltet die Abteilung für die verschiedenen Kohlsorten, auch will sie durchaus ein Schwein aufziehen. Man könnte dann so gut „austauschen“, denn wir äßen ja doch nicht das ganze Schwein. Und Herti, unser Nesthäkchen, übernimmt die Hühnerzucht; sie hatte schon immer eine besondere Vorliebe für Eier.

Seit meine Frau aus dem Badischen zurück ist und die Villa in dem reizenden kleinen Bergstädtchen fest gemietet hat, ist mit unserer Verwandtschaft und Bekanntheit eine Veränderung vorgegangen.

Dem offenen oder versteckten Spott ist ein über alle Maßen lebendiges Interesse für unsere Landflucht gefolgt. Tante Marie ist jetzt Feuer und Flamme für unseren Plan. Sie hat uns bestimmt versprochen, wenn sie in diesem Jahre reisen sollte — und in welchem Jahre würde Tante Marie wohl nicht reisen wollen — mal auf ein paar Wochen mitheranzukommen. Aber auch wenn sich dieser reizvolle Plan nicht verwirklichen sollte, dann müßten wir auf alle Fälle im „Konnex bleiben“, und wenn es nur durch Zufindung eines Pfändchens Butter wäre, die wir ja dort Gottseidank im Ueberfluß hätten.

Am Montag besuchte uns mein Freund Franz, die alte Spottbroffel. Der Junge war nicht wiederzuerkennen. Sein trontisches Lächeln war wie fortgebeizt.

„Sag mal, lieber Freund“, begann er gemessen, „ihr wollt aufs Land? Ich hab' mir's zu Hause so recht durch den Kopf gehen lassen und auch mit Berta durchgesprochen. — Ihr habt recht! Wenn ich könnte, würde ich dir folgen, aber du weißt, ich bin leider Gottes zu sehr an meinen Beruf gebunden. Das einzige, was man machen könnte, das wäre, daß Berta mit den Kindern in den Ferien auf etliche Wochen zu Euch käme und Euch hilfsreich zur Hand ginge.“

„Zur Erbbeerenernte“, warf ich dazwischen.

„Du weißt ja“, fuhr Franz unbeirrt fort, „auf dem Lande gibt es immer Arbeit. Die Annelies versteht sich zum Beispiel glänzend auf Eierkasten, und Fritz und Hugo würden Euch bei dem Beerenernte und auch beim frühen Kernobst hilfsreich zur Hand gehen.“

„Natürlich, natürlich“, bekräftigte ich, „die können uns sicher hilfsreiche Dienste leisten.“

„Na, und in der Zwischenzeit werden wir doch in Fühlung bleiben, alter Junge? Es braucht ja nicht alle Wochen zu sein, aber wenn du so alle vierzehn Tage einmal ein Paketchen Festigkeit schicken wolltest, dann weißt du, was du der Berta für einen Liebesdienst erweisen würdest. Hat ihr doch der Doktor direkt gesagt: Sie müssen mehr Butter zu sich nehmen, ganz gleich, wo Sie sie hernehmen.“ Da kannst du uns ein Packerl in der Not sein, ohne daß es Euch selber zu drücken braucht. Wo es da rund um Euch herum von Kühen wimmeln wird, ist es ja auch ein Leichtes, ein oder zwei Pfändchen abzustoßen. Nicht wahr, du versprichst es mir doch?“

„Ja, ich will abstoßen“, gab ich mit hohler Stimme zurück.

Wir sind schon beim Paden. Es ist unglaublich, wie sich unsere Uebersiedelung herumgesprochen hat. Ich hatte den Kindern Befehl gegeben, mit niemandem mehr darüber zu reden, es wußten schon gerade genug. Vor allem sollten sie in der Schule reinen Mund halten. Aber Herti, die Plaudertasche, sagt es ihrer intimsten Freundin, nachdem ihr diese Discretion als Ehrensache zugesichert hat.

Am nächsten Morgen geht es durch die ganze Unterrichtsanstalt: „Berta zieht mit den Eltern aufs Land“.

Berta kommt um zwölf aus der Schule und packt Kenigkellen aus.

„Also, Papa, ich muß dir ja was ganz Interessantes erzählen. Du wirst staunen. Also Fräulein Schnebel interessiert sich sehr für unseren Landaufenthalt. Baden wäre ein wunderschönes Land, reich an Obst, Eiern und Butter. Und sie würde sich sehr freuen, wenn ich mal ein kleines Päckchen mit Fett als Lebenszeichen absenden würde. Ich solle sie als alte liebe Lehrerin doch nicht vergessen. Sie hätte mir doch auch das hübsche Versehen vom Vergißmeinnicht ins Poesie-Album geschrieben. Und die Dora Fahrenholz will uns in den Ferien besuchen, wenn es ihre Eltern erlauben. Lotte Kammers Vater hat es schon erlaubt.“

Eine Stunde später kommt die „Große“ aus dem Unterricht. Dieselbe Geschichte mit anderen Namen. Diesmal sind es gleich zwei Lehrerinnen, die Interesse für Fett- und Eierpaketchen haben.

Die Hausnachbarn haben sich in der Zwischenzeit auch schon eingefunden. Frau Kanzleirat Knobel führt eine Unterredung mit meiner Frau herbei, wegen ihrer ältesten Tochter. Unsere Uebersiedelung komme ihr wie gerufen. Die Grete komme zu Ostern aus der Selektta und solle die Hauswirtschaft erlernen. Sie gebe gern ihre Einwilligung, die Tochter „au pair“ uns anzuvertrauen. Natürlich dürfe das schwächliche Mädchen nur leichte Arbeit verrichten, mit der gute Kost Hand in Hand gehen müsse. Aber wir seien ja keine Ausbeuter, da könne sie sich ja ganz auf uns verlassen.

Die private Ueberraschung wartete meiner noch. Tante Ernsline kam zu Besuch und setzte uns ihren Plan auseinander: Sie will aufs Land ziehen und sich eine Eigenvilla kaufen. Aber erst nach einem Jahr. Das erste Jahr ladet sie sich zu uns ein, das soll für sie das Probefahr sein. Steht sie, daß sich die Sache bei uns gut anläßt, dann baut sie selber. Dann sollen wir auch einmal bei ihr zu Gaste sein. —

— Wir gehen also nicht aufs Land. Nein, wir gehen nicht aufs Land! Wir hatten es zwar „beschlossen und verkündet“, aber der Jurist muß es schon im ersten Semester wissen, daß jeder Beschluß aufgehoben werden kann. Man hebt ihn naturgemäß nur beim Vorliegen gewichtiger Gründe auf. Und diese gewichtigen Gründe sind hier vorhanden.